

30. Jahrgang, Mai 2014
Feministisch-theologische Zeitschrift

2014 2

FAMA



Streitet, Frauen!

Editorial



Mit der Ausgabe zum Thema «Schwesternstreit» lancierten die damaligen Redaktorinnen 1985 die Zeitschrift FAMA. Anlässlich des dreissigsten Jahrgangs fragen wir erneut, wie es um die Konfliktkultur unter Frauen bestellt ist.

Die Vorzeichen haben sich geändert. Wirklich? Auf der einen Seite hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass Frauen unterschiedlich sind und daher nicht selbstverständlich «schwesterliche» Solidarität unter ihnen erwartet werden darf. Auf der anderen Seite scheinen unterschwellig solche Erwartungen weiter zu bestehen – mit der Konsequenz, dass unausgesprochene Ressentiments entstehen und Frauen um des vermeintlichen Friedens willen ihr Licht letztlich unter den Scheffel stellen. Das liesse sich beheben oder zumindest entschärfen, wenn eine Streit- und Konfliktkultur unter Frauen eingeübt und gepflegt wird. Wie das gelingen kann, zeigen zwei Beispiele.

Konflikte unter Frauen werden nach wie vor unterschiedlich bewertet. Mag frau ob den Tieren, die dafür immer wieder herhalten müssen, noch lachen, wird es bei den biblischen Geschichten der zehn Jungfrauen und der Schwestern Rachel und Leah schnell ernst. Wie damit umgehen?

Ob Frauen sich mit Wettstreit unter sich schwer tun oder darin einfach noch wenig geübt sind, in einem Bereich ist dies selbstverständliche Praxis: im Sport. Ob für sich allein oder als Teil einer «Mann»schaft trainieren Frauen auf wichtige Wettkämpfe hin, geben im Kampf alles, freuen sich über gelungene Leistungen, rappeln sich nach Niederlagen wieder auf – und gönnen sich die Erfolge, wie die Gesten nach geschlagenem Kampf im Frauenschwimmen, nach einem Lauf oder einem Fussballmatch zeigen. Einen Eindruck davon vermitteln stellvertretend die amtierende Schwingerkönigin, Margrit Vetter-Fankhauser, Schweizer Spitzenleichtathletinnen und Frauen der 1. «Mann»schaft des SC Kriens, die an der Spitze der Nationalliga A mitspielen. – Frau Vetter-Fankhauser, Swiss Athletics und dem SCK danken wir herzlich fürs Vermitteln der Bilder!

Béatrice Bowald

Inhalt

<i>Christine Stark</i> Dummi Geiss! Von tierisch kultivierten Streiterinnen	3
<i>Dorothee Markert</i> Weibliche Autorität stärken Statt auf Frauensolidarität zu hoffen	5
<i>Kerstin Rödiger</i> Erbe weitergeben Von Brüchen und Brücken	8
<i>Amira Hafner-Al Jabaji und Doris Strahm</i> Bei allem Respekt! Interreligiöse Konfliktkultur	10
<i>Barbara Kauffmann</i> Schwernstreit?! Rachel und Leah	12
<i>Tania Oldenhage</i> Bachelor – und Zickenkrieg	14
<i>Barbara Hanusa</i> Brave Mädchen ...	15
Literatur und Forum	17

Dummi Geiss!

Von tierisch kultivierten Streiterinnen

Christine Stark

«Dummi Geiss» tönt es derzeit recht häufig durch unsere Wohnung. «Dummi Geiss» schimpft meine fünfeinhalbjährige Tochter ihren siebenjährigen Bruder und bringt ihn damit zur Weissglut. Je nach Stimmung schmunzeln wir Eltern darüber, wenn wir nicht gerade intervenieren müssen, weil es nach einem zurückgekeiften «blödi Kuah» ordentlich zwischen den beiden kracht. Derweil echot der jüngste Bruder «dummi Geiss» und probiert mit seinen zweieinhalb Jahren den Begriff, der so viel Emotionen und Radau auslösen kann, auch schon mal am Nachbarsjungen aus. Ich lebe also inmitten einer Art Zickenkrieg, in dem jedoch nicht – wie die Bezeichnung eigentlich vermuten lässt – sämtliche Beteiligte weiblich sind. Ebenso wenig müssen die Beschimpften gleichen Geschlechts mit dem Schimpfwort sein, mit dem sie gerade bedacht werden. Dies bekommt zuweilen mein Mann zu spüren, wenn er beispielsweise aufs Zähneputzen besteht, und den Kindermündern, noch ehe sie sich für eine Zahnbürste auf tun, ein freches «dummi Geiss» entfleucht.

Männliche Geiss, weiblicher Idiot

Es ist ein unliebsamer Nebeneffekt der kindlichen Weltaneignung, dass auch das Schimpfwortarsenal ständig zunimmt. Was mich im Moment bei aller elterlichen Empörung und erzieherischen Massnahmen amüsiert, ist die oft noch nicht recht ausdifferenzierte Verwendung der Schimpfwörter gerade hinsichtlich des Geschlechts. Weder konsequent noch erzieherisch klug interveniere ich zuweilen nur, wenn die beschimpfte Person weiblich ist, aber männlich beschimpft wird. Konkret: Wenn unser Ältester seine Schwester «Idiot» nennt, ermahne ich ihn, dass es – wenn schon – «Idiotin» heissen müsse. Sollte ich logischerweise auch das «dummi Geiss» zum «dummen Bock» korrigieren, wenn's denn auf einen Buben gemünzt ist?

Streitfreie Geissen?

Noch erkenne ich im Streitverhalten unserer Kinder keine geschlechtsspezifischen Unterschiede. Ob sich diese noch herausbilden werden bzw. sie sich solche aneignen werden, und wann? Wie steht es um das Konfliktverhalten unter Schulkindern, und wie verändert es sich bei Jugendlichen – von Erwachsenen ganz zu schweigen? Allein umgangssprachliche Worte wie «Zickenkrieg» oder «Stutenbissigkeit» suggerieren, dass es spezifisch weibliche Arten gibt, sich miteinander oder besser gegeneinander auseinanderzusetzen. Gleichwohl scheinen Streit



oder auch nur einfache Auseinandersetzungen unter Frauen eigenartig tabuisiert zu sein. Mit «Zicken» und «Stuten» verglichen zu werden, ist nicht erstrebenswert, und das Ideal eines friedvollen Wesens hängt dem Frausein immer noch an, oft überfrachtet mit dem Anspruch auf totalen Konfliktverzicht, der in der Realität in unrealistische Konfliktvermeidungs- oder Konfliktverleugnungsstrategien kippt.

Das Streiten erstritten

Streiten hat unter Frauen, so scheint es, keinen guten Stand. Aber Konflikte bahnen sich dennoch ihren Weg an die Oberfläche, wenn sie nicht offen ausgetragen werden. Dies ist im Nachhinein oftmals komplizierter, als ein direkter Schlagabtausch gewesen wäre. Immerhin haben sich Feministinnen erstritten, streitbar zu sein – aber dürfen sie auch miteinander streiten? Die aktuell von Schweden über Frankreich nun auch in Deutschland und der Schweiz angelangte Debatte um Prostitution zeigt eindrücklich, dass Frauenrechtlerinnen keine homogene Masse mit einer gemeinsamen Meinung sind und selbst unter dem Banner des Feminismus durchaus komplett gegensätzliche Positionen vertreten werden können. Hier wird gestritten, teilweise recht heftig, zwischen Frauen und Männern, zwischen PolitikerInnen und FeministInnen, oder eben auch unter Feministinnen mit sehr verschiedenen Positionen. Und ich habe das Gefühl, es tut uns gut. Und wenn die Prostitutionsdebatte im Feuilleton aufgegriffen wird, ist dabei interessanterweise weder von Zicken noch von Stuten die Rede.

Hengst klingt anders

Es ist schon seltsam: Der negative Ton, der den tierischen Streitbildern anhängt, betrifft bei näherer Betrachtung nicht die Streitkultur oder den Streit an sich. Oder sind «Streithähne» und die von ihnen ausgefochtenen «Hahnenkämpfe» gleichermassen lächerlich konnotiert wie «Kampfhennen»? Auch kann in der Bezeichnung «sturer Bock» durchaus Anerkennung mitschwingen für jemanden, der an seiner Meinung festhält. Doch die «Zicke» wird nie mit einem je nach Kontext sogar anerkennend klingenden «stur» versehen, sondern bleibt einfach nur «zickig» –



auch und gerade jene Streitsame, die ihre Meinung oder Haltung trotz erheblichem argumentativem Gegenwind aufrecht erhält, also eigentlich stur ist wie ein Bock. Bei mir macht sich der Verdacht breit, dass der Negativklang an den weiblichen Tieren hängt, und nicht einmal an den Tieren, nein schlicht und erschreckend daran, dass etwas als weiblich kategorisiert werden kann. Es ist also nicht die «Bissigkeit», die abwertend klingt – werden nicht sogar Menschen (Männer?), die Biss zeigen, geschätzt? – es ist die Stute, die das Wort herunterzieht. Ganz anders als der Hengst, der so mancher Mann gerne einmal wäre.

Die Zicke in mir

Wenn aber demzufolge mit Begriffen wie «Zickenkrieg» oder «Stutenbissigkeit» nicht *streitende* Frauen, sondern einfach nur ein weiteres Mal *Frauen* lächerlich gemacht werden sollen, verlieren für mich die Worte an Gewicht. Sie können mich nicht mehr hinunterziehen. Ein Streittabu lass ich mir davon schon lange nicht mehr auferlegen. Gleichwohl stelle ich im Alltag fest, dass es oft einfacher ist, mit Männern zu streiten. Warum eigentlich? Habe ich doch Zicken- oder Stutenanteile in mir? Oder gibt es doch irgendwie geartete Harmoniegebote, denen sich Frauen im Allgemeinen und Feministinnen im Besonderen unterwerfen? Es gibt zumindest Metaphern für das Miteinander von Frauen, die enge Beziehungen beschreiben, wo sie vielleicht nicht immer gegeben sind. Da ist das Ideal der Schwesternschaft oder die Idee, dass wir alle Töchter von Müttern sind, auch und besonders im geistigen Sinne, und manchmal selbst Mütter von weiteren Töchtern sein möchten. Verwandtschaft ersten Grades, allein durch die Geschlechtszugehörigkeit.

Maulkorb oder nicht

So schön sie sind, engen mich diese Verwandtschaftsbilder zuweilen ein. Gleiche Ziele zu haben, bedeutet doch nicht automatisch, vom gleichen Tellerchen zu essen und im gleichen Bettchen zu schlafen. Auch in Sachen Streit denke ich manchmal, etwas mehr Distanz und weniger vereinnahmende Frauensolidarität täte ganz gut. Es kommt mir vor, als ob wir uns selbst einen Maulkorb umhängen, um Differenzen unbenannt zu lassen, als ob dies das Projekt Feminismus gefährden könnte. Dabei sind die Verwandtschaftsbilder bezüglich Streitkultur gar nicht nur bremsend. Schliesslich können die (idealen) Schwestern gerade deswegen gut streiten, weil sie Schwestern sind und bleiben werden, egal wie unterschiedlich ihre Meinung ist. Etwas schwerer fällt es mir schon, dies in der Dimension Mütter-Töchter durchzudenken, hier fällt das

Streiten schwerer, auch wenn die verwandtschaftliche Basis gleichermassen unverrückbar ist. Eine Befreiung von allzu familiären Bildern finde ich erstaunlicherweise bei den Zicken und den Stuten und ihren vermeintlichen tierischen Streitkulturen.

Stallgeruch

Wenn mir jemand nahe steht, fällt es mir leichter zu streiten. Die Nähe ist eine Basis, die durch einen einzigen Streit nicht zerstört werden kann. Eine Beziehung, sei sie partnerschaftlich, freundschaftlich oder verwandtschaftlich begründet, in der nie gestritten wird, kenne ich nicht, und der Gedanke kommt mir seltsam vor. Dass aber das Streiten eine nahe Beziehung nicht dauerhaft zerstören kann, hängt damit zusammen, dass es nicht nur eine Streitkultur, sondern auch eine Versöhnungskultur gibt, die die gemeinsame Basis immer wieder sucht und bestärkt. Und diese muss nicht verwandtschaftlich überhöht sein. Die Frauen, mit denen ich eine gemeinsame Sache verfolge, können zu meinen Schwestern im Geiste werden, sie müssen es aber nicht zwangsläufig. Ja, vielleicht genügt auch so etwas wie der gemeinsame Stallgeruch, der ein gutes Streiten (miteinander) und ein gutes Kämpfen (für die gemeinsame Sache) ermöglicht. In diesem Dunstkreis soll es auch möglich sein zu streiten, ohne gleich zu riskieren, aus dem Stall gejagt zu werden. So zumindest erträume ich mir ein Verhältnis unter Stuten, die sich beißen dürfen müssen, wenn sie verschiedener Meinung sind, aber doch zusammen den gleichen Karren ziehen; oder wenn schon mit verschiedenen Karren, dann doch die gleiche Richtung eingeschlagen haben.

Christine Stark, Dr. theol., arbeitet als Redaktorin beim Schweizer Radio und Fernsehen SRF und lebt mit ihrer Familie in Zürich.



Weibliche Autorität stärken

Statt auf Frauensolidarität zu hoffen

Dorothee Markert

① Solidarität ist kostbar. Dass ein Mensch sich hinter einen anderen stellt, der von einem Mächtigen bedroht, angegriffen, ausgebeutet, abgewertet oder anderweitig geschädigt wird, dass er das auch dann tut, wenn er selbst gar nicht betroffen ist und unter Umständen sogar Nachteile davon hat, ist wie jedes Geschenk etwas Wunderbares, das Menschen erst zu Menschen macht. Für die Arbeiterbewegung stimmte auch, was Brecht im «Solidaritätslied» schrieb: «Vorwärts, und nicht vergessen, worin unsere Stärke besteht, vorwärts, und nicht vergessen: die Solidarität!» Diese Bewegung konnte durch ihre solidarischen Zusammenschlüsse machtvoll Druck ausüben und Verbesserungen für Arbeiterinnen und Arbeiter erkämpfen, allerdings nur so lange, wie sich die Gegenseite noch an Werte wie Gerechtigkeit und Nächstenliebe gebunden fühlte. Angesichts eines faschistischen Terrorregimes oder gewissenloser neokapitalistischer Organisationen ist die menschliche Stärke der Solidarität ohnmächtig, was ihr aber nichts von ihrem Wert nimmt.

Frauensolidarität – unpassend

Auch wir ersten Feministinnen sangen noch 1973 bei Demonstrationen zum ersten Mai zusammen mit der Gewerkschaftsjugend und einigen linken Gruppen das «Solidaritätslied» aus vollem Herzen mit. Wir liessen die internationale Solidarität hochleben, obwohl wir bereits von unseren Genossen enttäuscht waren, weil sich die meisten von ihnen gegenüber unseren Anliegen keineswegs solidarisch verhalten hatten. Da die Frauenbewegung sich zu Beginn aus linken Gruppen heraus entwickelte, übernahm sie auch deren Kampfformen und Begriffe, ohne genau zu untersuchen, ob sie denn auch für die Situation von Frauen geeignet waren. So entstand der Begriff «Frauensolidarität» und der Slogan «Frauen gemeinsam sind stark». Doch Frauen sind keine Gruppierung, wie es die Arbeiterklasse einmal war, mit überwiegend gleichen Interessen und einem klar erkennbaren Gegner. Das ist eigentlich so offensichtlich, dass mich heute wundert, wie es übersehen werden konnte. Um sich an die Vorstellungen anzupassen, die der Begriff «Frauensolidarität» hervorrief, musste innerhalb der Frauenbewegung durch moralischen Druck scheinbare Einmütigkeit erzeugt und ein äusserer Feind gefunden werden, gegen den die neu gebildete Front der Frauen marschieren konnte.

Verbot von Differenz

Mit dem Einfordern von Frauensolidarität wurden Unterschiede zwischen den Frauen zugedeckt und Konflikte vermieden, was die Einzelnen und auch die Bewegung insgesamt nicht stärkte, sondern schwächte. Andere Frauen zu kritisieren galt lange per se als unsolidarisch. Wagte eine Frau gar öffentliche Kritik an anderen Frauen, wurde sie als

Verräterin behandelt, die dem «Feind» in die Hände arbeitete. Ich selbst wurde einmal vor ein «Vernetzungsplenum» zitiert, das mich zur Rede stellte und für schuldig befand: In einem Zeitungsinterview hatte ich Frauengruppen kritisiert, die durch vorherige Drohungen und Pfeifkonzerte den öffentlichen Vortrag einer solchen «Verräterin» verhindern wollten. Einige Jahre lang wurde ich daraufhin in meiner Heimatstadt von Frauen aus der politisch aktiven Frauenszene geschnitten.

Benachteiligung und Gleichstellung

Gleiche Interessen konnten nur konstruiert werden, wo Frauen real in einer schwächeren Position waren als Männer, nämlich als Opfer von männlicher, insbesondere sexueller Gewalt und als Benachteiligte im politischen und wirtschaftlichen Leben. Der Benachteiligungsansatz führte dazu, dass das ursprüngliche feministische Ziel weiblicher Freiheit von einem Teil der Bewegung auf das einer Gleichstellung mit Männern zurückgestutzt wurde. Nicht mehr die Fülle dessen, was Frauen an Vorstellungen für ein besseres Zusammenleben in die gemeinsame Welt einbringen wollten, sollte Frauenpolitik prägen, sondern nur noch die Angleichung und Anpassung an das, was bisher den Männern vorbehalten gewesen war.

Da Gleichheit unter Frauen nur in der Schwäche hergestellt werden konnte, bedeutete Frauensolidarität oft auch, dass Frauen mit dem eigenen Opfersein oder Sich-zum-Opfer-Stilisieren Druck auf andere ausübten. Während persönliche Stärken um der Gleichheit willen eher versteckt werden mussten, war es leicht, sich mit dem Hervorheben einer Schwäche durchzusetzen. Rücksicht auf Schwächere zu nehmen, hatten Frauen ja in ihrer Sozialisation schon lange genug geübt. Manche persönlich starke und authentische Frau verliess deshalb die Frauenbewegung schnell wieder oder wurde aus ihr hinausgemobbt.

Frontenbildung

Weil ich an den Sinn von Frauensolidarität glaubte, habe ich mich zunächst eher angepasst und meine Kritik für mich behalten, wodurch mir allerdings nach und nach die Freude am Engagement und die Bereitschaft dazu verloren gingen. Beispielsweise kämpfte ich «aus Frauensolidarität» Anfang der 1980er Jahre nicht dafür, dass die Filmabende und Lesungen unserer Initiative zum Thema «Frauenkultur», die ein Teil unserer Öffentlichkeitsarbeit sein sollten, auch für Männer offen waren, weil einige Frauen sich mit dem Argument durchsetzen konnten, sich Auseinandersetzungen mit Männern nicht gewachsen zu fühlen. Nachdem ich meine feministischen Ideen in die reformpädagogische Bewegung nach Célestin und Élise Freinet eingebracht hatte und die Schule demokratisch verändern wollte, sah ich «aus Frauensolidarität» tatenlos zu, als eine Gruppe von Frauen

einen unserer engagiertesten Männer wegen einer sexistischen Äusserung angriff und eine Art Tribunal gegen ihn eröffnete, das so entsetzlich war, dass einer der anwesenden Männer sogar zu weinen begann. Dieses Ereignis und weitere derartige Beschuldigungen schädigten die bis dahin sehr guten Beziehungen und unsere engagierte Zusammenarbeit nachhaltig. Anstatt den jeweiligen Konflikt direkt auszutragen, wodurch auf der Grundlage unserer guten Beziehungen wirkliche Veränderung möglich geworden wäre, waren Fronten gebildet worden, die letztlich alle Beteiligten und unsere Bewegung insgesamt schwächten.

Ohne Männer

Weil das Bild der Frauensolidarität nur Sinn machte, wenn es einen eindeutigen Gegner gab, mussten auch gutwillige Männer verprellt werden. Und so ist es eigentlich nicht verwunderlich, dass ein Grossteil der Männer auch heute noch meint, was Frauen denken, schreiben und schaffen, gehe sie nichts an, und bei Zusammenschlüssen von Frauen könne es sich nur um die begrenzten Interessen von Frauen – also um eine Art Lobbyarbeit – handeln und nicht um etwas, das für ein gutes Leben aller wichtig ist und die ganze Welt in den Blick nimmt. Anstatt auch auf die Solidarität und die Übernahme von Verantwortung durch Männer zu bauen, wurde damit ausserdem als Frauenthema und Frauenbereich zementiert, was eigentlich alle angeht: die mangelnde Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die sich inzwischen zu einer richtigen Krise im Care-Bereich ausgeweitet hat. Und unter der nicht nur die Frauen leiden, die nach wie vor den Grossteil dieser Arbeit unbezahlt leisten, sondern auch die immer schlechter Versorgten in den Familien und den Institutionen, vor allem Kinder, Kranke und Alte.

Ebenso wenig sind ja Gewalt und sexuelle Gewalt ein Thema, von dem ausschliesslich Frauen betroffen sind. Die Frontenbildung gegen Männer – beispielsweise mit der Aussage, jeder Mann sei ein potentieller Vergewaltiger – erschwerte es lange, gemeinsam an neuen Männlichkeitsbildern zu arbeiten, die eine klare Absage an Gewalt beinhalten.

Frauenbeziehungen und weibliche Autorität

Doch was könnte das Bild der Frauensolidarität ersetzen? Wie entsteht denn Stärke von Frauen, um die es ja bei diesem Bild ging?

In den 1980er Jahren erkannten italienische Frauengruppen, dass weibliche Freiheit und weibliche Stärke nicht aus der oben beschriebenen Art der Frontenbildung erwachsen kann. Sie entschieden sich für einen anderen Weg, indem sie nach Möglichkeiten suchten, die Verschiedenheit unter Frauen und die Stärke ihrer unterschiedlichen Begehren in eine wirkungsvolle Frauenpolitik umzusetzen. Sie setzten dabei nicht auf die Macht vieler Gleicher bzw. Gleichgemachter, sondern auf stärkende Beziehungen unter Frauen, in denen Frauen einander Autorität zusprechen, sowie auf die Sichtbarkeit weiblicher Autorität in der Welt. Wenn ich einer anderen Frau Autorität zuspreche, dann ist mir ihre Einschätzung wichtig und ich setze mich mit ihr auseinander, behalte aber die Freiheit, mich schliesslich vielleicht doch anders zu entscheiden. Ich kann von ihr lernen, kann mich an ihr orientieren und fühle mich in den Anliegen, die mir wichtig sind, von ihr unterstützt. Um in Autoritätsbeziehungen wachsen zu können, ist die Bereitschaft nötig, sich gegebenenfalls auch hinterfragen und kritisieren zu lassen.

Weil aber solche Beziehungen von Wohlwollen und Vertrauen getragen sind, kann Differenz hier fruchtbar werden und tiefgehende Veränderungen bewirken, Konflikte können also konstruktiv ausgetragen werden.

Sichtbar und authentisch

Bei einem Denkwochenende, an dem wir uns mit der Frage beschäftigten, wie Frauen in der Welt sichtbarer und politisch einflussreicher werden könnten, tauchte ein Bild auf, das Frauen das Auftreten und das wirksame Vertreten ihrer Meinung in der Öffentlichkeit erleichtern könnte: das Bild der *fünf schönen Königinnen*. Die meisten Bilder für öffentliche Auftritte, die unsere bisherige Kultur zur Verfügung stellt, sind männliche Bilder: Bilder von einem einzigen, herausragenden, bedeutenden Mann, Bilder vom Politiker als Platzhirsch, vom gütigen oder strengen König, vom charismatischen Prediger, vom grossen Philosophen, vom genialen Wissenschaftler und Erfinder. Um ebenfalls öffentlich auftreten zu können, glaubten Frauen, in solche und ähnliche Figuren schlüpfen zu müssen, und einigen ist das auch recht gut gelungen. Doch es sind immer noch wenige, und bei ihrer Anpassung an die oben genannten Figuren geht oft Wichtiges, Eigenes verloren. Deshalb ist der Einfluss der guten Ideen von Frauen auf den öffentlichen Diskurs, die die Welt dringend bräuchte, weiterhin viel zu gering, und das öffentliche Bild von Frauen und ihrer Bedeutung für die gemeinsame Welt bleibt weiterhin auf peinliche, ärgerliche und schädliche Weise verzerrt.

So haben wir fast nur negative Bilder über das Grosswerden von Frauen in der Öffentlichkeit: Das Bild von der Stutenbissigkeit, vom Sich-Hochschlafen in eine bestimmte Position und das niederschmetternde Bild vom Krabbenkorb, in dem jede Frau, die versucht, sich über die anderen zu erheben, sofort von diesen wieder heruntergezogen wird. Da in den Anfängen der Frauenbewegung mit «Schwesterlichkeit» und «Frauensolidarität» Bilder von vielen Gleichen dominierten, blieb die Frage lange völlig ungelöst, wie eine einzelne Frau öffentlich auftreten und öffentlich sprechen könnte, souverän und mit eigenem Profil und doch auf andere Frauen und ihr eigenes Frausein bezogen. Konnte und durfte sie auf diese Weise herausragen, begab sie sich dann nicht den Schwestern gegenüber in eine männliche Position?

Fünf schöne Königinnen

Mich begeistert das Bild von den *fünf schönen Königinnen*. Denn diese sind nicht nur gemeinsam stark, sondern jede von ihnen ist eine starke Königin und kann auch allein öffentlich auftreten. Jede steht fest und hoch aufgerichtet auf ihren eigenen Beinen, keine geht in der anderen auf oder braucht die andere, um Stabilität und Stärke zu gewinnen. Doch in ihrem Auftreten bleibt jede von ihnen in dem Bewusstsein, dass sie nicht allein Königin sein will, sondern dabei bezogen bleibt auf die anderen, besonders natürlich auf ihre Denkpartnerinnen und politischen Freundinnen, die ihr Rückhalt geben, dann aber auch auf andere, fremdere, vielleicht sogar feindlich eingestellte Königinnen.

«Fünf schöne Königinnen» bedeutet, dass eine Königin in diesem Sinne andere schöne Königinnen um sich haben möchte, nicht unscheinbare, unattraktive Frauen, um selbst am besten herauszukommen, und auch nicht Dienerinnen oder Zuarbeiterinnen. Sie freut sich, wenn andere Frauen neben ihr schön und stark sind, und muss ihnen diese Qua-



litäten nicht absprechen, um sich selbst zu «behaupten». Die Zahl fünf steht auch dafür, dass ich mich nicht nur zusammen mit anderen Königinnen, mit denen ich in allem einig bin, souverän und stark fühle, sondern auch mit solchen, deren Begehren in eine andere Richtung geht als meines. Ich kann auch einer feindlichen Königin als Königin begegnen, wenn ich mich mit ihr streite, und muss sie nicht von ihrem Thron stossen und klein und hässlich erscheinen lassen. Königinnen schätzen den Reichtum, den die Differenz unter Frauen ermöglicht.

Affidamento und weibliche Autorität

Für öffentliche Auftritte reichen auch die Bilder von zwei aufeinander bezogenen Frauen nicht aus, vom «Affidamento», wie italienische Philosophinnen diese Beziehungsqualität genannt haben. Diese Bilder und Erfahrungen vom Wachsen am «Mehr» einer anderen Frau, vom Voneinander-Lernen und gegenseitigen Sich-Bestärken bleiben zwar weiterhin wichtig, sie bleiben eine wichtige Grundlage unseres Königinnen-Seins. Denn um Königin unter Königinnen zu sein, müssen wir uns gegenseitig Autorität zusprechen können. Doch durch die Affidamento-Bilder bleiben wir auch gefährdet, uns zu sehr auf unsere Beziehungen und zu wenig auf die Welt auszurichten, uns mit unseren stärkenden Beziehungen doch wieder in eigenen Nischen einzurichten. Königinnen sind öffentliche Personen, denen es um die ganze Welt geht.

«Königlich» streiten

Ich hätte das Bild von den fünf schönen Königinnen auch früher schon dringend gebraucht, vor allem dann, wenn ich in meiner Hoffnung auf Frauensolidarität enttäuscht wurde

und mich eher gekränkt zurückzog als mich mit der – in meinen Augen – unfairen Gegnerin auseinanderzusetzen. Beispielsweise bei einer Podiumsdiskussion auf einem Kirchentag, für die ich ein mir sehr wichtiges Statement zu Hausarbeit und nachhaltiger Entwicklung vorbereitet hatte. Bei der Präsentation unserer Statements nutzte die Rednerin nach mir, die ich von ihrer Denkrichtung her eher als Verbündete betrachtet hatte, ihren Rederaum dafür, meine Aussagen vernichtend zu kritisieren. Ich war so entsetzt über ihr Verhalten, dass ich noch nicht einmal in der Lage war, später, als ich nach den Statements der anderen endlich wieder zu Wort kam, ihre Kritik zurückzuweisen. In der restlichen Diskussion gab ich daher ein sehr schwaches Bild ab. Als Königin einer anderen Königin gegenüber hätte ich souveräner mit der Situation umgehen können. In meiner Enttäuschung fiel mir damals nichts ein, was ich dem Konkurrenzkampf, wie sie ihn vorgab, hätte entgegensetzen können.

Auch erfolgreiche Königinnen-Beispiele fallen mir ein: Tagungen, an denen auch Denkfreundinnen von mir teilnahmen, als Referentinnen oder Teilnehmerinnen, wo wir uns gegenseitig die Bälle zuwarfen und weibliche Autorität dabei öffentlich sichtbar werden liessen. Dort war es leicht, Frauen, die eine andere Denkrichtung vertraten, ein Stück weit in unser Königinnengespräch einzubeziehen und «königlich» miteinander zu streiten.

Dr. Dorothee Markert trägt seit 1990 dazu bei, das Denken italienischer Geschlechterdifferenz-Philosophinnen bekannt zu machen, u.a. auch als Redakteurin beim Internetforum www.bzw-weiterdenken.de.

Erbe weitergeben

Von Brüchen und Brücken

Kerstin Rödiger

Lange habe ich um diesen Artikel gerungen und die Worte mit mir herumgetragen. Die Frage, wie mit einem Erbe umgehen und was ich selbst gerne weitergeben möchte, bewegt mich persönlich, verweist aber auch auf gesellschaftliche und theologische Baustellen – und rührt an Brüche. Wie ein Erbe weitergegeben werden kann, beschäftigt nicht nur feministische Theologinnen, sondern auch Frauengruppen, Privatleute, Pfarreien und Parteien. Es ist Ausdruck davon, dass wir Teil einer grösseren Geschichte sind. Damit verwoben zu sein, ist für mich wertvoll und macht mich zugleich bescheiden.

Streitszenarien

In Gesprächen höre ich von Frauen, dass sie keinen Platz finden in feministischen Projekten mit jahrelanger Tradition wie der Frauenkirche. In der FAMA las ich Kritik an der «Bibel in gerechter Sprache», die mich in Erstaunen versetzte. Auch die Frage, ob wir in feministischen Projekten mit Männern zusammenarbeiten wollen, löst



immer wieder heftige Diskussionen aus. Mir als Autorin wurde öffentlich vorgeworfen, bei der Weiterarbeit an einem feministisch-theologischen Konzept der Schöpferin nicht genug Achtung und Ehrfurcht entgegengebracht zu haben – dies, nachdem der Konflikt bereits vor Jahren zwar nicht geklärt, aber doch besprochen worden war. Als Reaktion auf die-

sen Artikel, der noch ein weiteres Beispiel unsolidarischen Verhaltens anprangerte, kündigten FAMA-Leserinnen stillschweigend ihr Abo. Und neulich wurde ein privater Mailverkehr ohne Erlaubnis veröffentlicht, um eine grosse schweizerische Zeitung zu kritisieren.

Häufig vermischen sich in solchen Konflikten Persönliches und Inhaltliches und werden zu einem Knäuel, das ich nicht aufzulösen vermag. Natürlich muss frau über die angesprochenen Themen streiten, Zeitungen und Unis kritisieren oder Achtung vor Ahninnen verlangen. Doch fehlt es in der Art der geäusserten Kritik oft an Respekt und Differenziertheit.

Generationenstreit

In vielen Auseinandersetzungen scheint die Generationenfolge eine Rolle zu spielen. Kein Wunder, denn «Weitergeben» ist für die eine Generation mit dem Wunsch verbunden, ihre Kämpfe und Entscheidungen respektiert und gehütet zu wissen, für die andere mit einem Balanceakt zwischen Übernehmen und Loslassen, Freiheit und Gebundensein. Dieses Phänomen des «Generationenröstigrabens» kann ich auch in meiner Pfarrei beobachten: Beim Versuch, den Weltgebetstag oder den Frauenverein in jüngere Hände zu geben, auch zwischen der Generation, die vor zwanzig Jahren mit ihren Kindern sehr aktiv war, und den heutigen Familien. Weitergeben ist nicht einfach. Dass dies dennoch zu gelingen vermag, zeigen beispielsweise der Generationenwechsel bei der FAMA oder beim Adventsge-
steckverkauf in unserer Pfarrei.

Das Ringen um die Zukunft feministischer Theologie und Frauenarbeit hat immer wieder auf verschiedenen Ebenen zu Brüchen in Biografien und Freundschaften geführt.

Konflikt um Anerkennung

Es kann andererseits aber nicht nur am Altersunterschied liegen, denn ich erlebe sowohl in der Pfarrei als auch im akademischen Bereich ältere Frauen, die Auseinandersetzungen nicht scheuen, aber darin viel Verständnis für das Anderssein der nächsten Generation zum Ausdruck bringen. Was macht den Unterschied? Wenn diese Schattierungen auftreten, dann liegt die Vermutung nahe, dass das persönliche Engagement und die damit verbundenen Entscheidungen und Opfer in Frage gestellt werden. Dies scheint mir eine gewisse Gnadenlosigkeit gegenüber der nächsten Generation zur Folge zu haben. Vielleicht liege ich mit dieser Vermutung falsch, aber ich stehe mit ihr nicht allein, nicht heute und nicht vor bald dreissig Jahren. Silvia Strahm hat bereits vor dreissig Jahren im Editorial zur ersten FAMA 1985 mit dem Thema «Schwesternstreit» darauf hingewiesen, dass mit

diesem Titel nicht nur eine «nüchterne Konstatierung» gemacht werde, sondern damit auch persönliche Verletzungen verbunden seien. Darin erkenne ich meine eigenen Beobachtungen verblüfft wieder. Strahm führt das darauf zurück, dass es Frauen schwer falle, Unterschiede unter sich anzuerkennen: «Und da wir, wie die meisten, unsere Wahl für die richtige halten, kämpfen wir um deren Anerkennung, als ob sie sonst wertlos würde.»¹ Ich bin froh, sind diese Worte weitergegeben worden. Und angesichts der Wiedererkennung in der Problemstellung taucht in mir der Gedanke auf, ob es nicht auch einfach zwischen den Generationen spannungsvolle Ablösungsprozesse braucht, wie wir sie selbst von der eigenen Pubertät oder von unseren Kindern kennen? Weder ist es einfach loszulassen, noch ist es einfach anzuerkennen. Gefühle und persönliche Betroffenheit sind daher auch für mich das Kriterium, das Streiten von einem Diskurs unterscheidet.

«Stille Post»

Mit der Bedeutung solcher Gefühle setzt sich die 1944 geborene Filmemacherin, Kulturwissenschaftlerin und Autorin Christina von Braun in ihrem Buch «Stille Post» auseinander. Sie macht sich dort auf die Suche nach den Botschaften, die ihr selbst auf unklaren Kanälen von ihrer Grossmutter weitergegeben wurden. Sie schreibt: «Deine (Grossmutter) Anliegen sind mir vertraut, obwohl sie mir nicht bewusst weitergegeben wurden. Sie haben sich in meinem Kopf niedergelassen, ohne mir je ausdrücklich mitgeteilt worden zu sein.»² Die Wege dieser Botschaften sind «Auslassungen, Missverständnisse, Fehlleistungen, Assoziationen und Träume.»³ Sie nennt dieses Phänomen «Stille Post» wie das Kinderspiel, das in der Schweiz «Telefonspiel» heisst. Wie die Wörter, die im Spiel als lustige, verdrehte Bruchstücke bei der letzten Empfängerin landen, kommen die Botschaften verquer, verbogen und nur bruchstückhaft an. Allerdings sind diese nicht lustig: «Die Tatsachen, von denen die «Stille Post» erzählt, lassen sich nicht an Jahreszahlen oder Namen festmachen. Sie haben etwas mit den Wunden zu tun, die das Leben den Einzelnen zugefügt hat. So sind auch die Wunden deines Lebens bei mir angekommen.»⁴ Die Verkrümmungen in den Botschaften haben mit persönlichen Verletzungen – nach von Braun mit einem erlittenen Trauma – zu tun.

Telefonspiel auf feministisch

Vielleicht ist der Vergleich gewagt, aber darüber kann ja diskutiert werden: Kann es sein, dass nicht auch in der Feministischen Theologie ein Trauma die Weitergabe zwischen den Generationen schwierig macht, nämlich das Trauma der fehlenden Anerkennung? Feministischen Theologinnen und Frauen generell wurde verdiente Anerkennung vorenthalten, sie mussten Schleichwege finden, in andere Länder ausweichen, Kompromisse eingehen, persönliche Opfer bringen und Träume aufgeben. Und das ist bis heute so. Eine Freundin formulierte das folgendermassen: «Stell dir vor, Feministische Theologie wäre anerkannt worden, es gäbe Lehrstühle, in den Vorlesungen würden selbstverständlich Frauentraditionen zur Sprache gebracht – ich glaube, dann wäre einiges anders.»

In Herz und Kopf haben sich Botschaften festgesetzt, die von Wunden und Verletzungen handeln und diese wieder neu produzieren – ungewollt und eigentlich mit dem Ziel, das Erbe weiterzugeben. Gerade die Feministische Theologie

schult uns, Ungesagtes wahrzunehmen, weshalb es auch überhaupt möglich wird, ohne familiäre Nähe solche Botschaften und Erwartungen weiterzugeben. Doch unter diesem Vorzeichen wird aus Nähe Kontrolle, aus Bewahren Festhalten und aus gegenseitiger Anerkennung ein Machtkampf. Vielleicht hilft es, sich Schuld nicht gegenseitig in die Schuhe zu schieben, sondern sie gebunden zu wissen an eine Struktur.

Streiten um die Zukunft

Ich stehe in einer Erbfolge, empfangen Botschaften und Werte, durfte lernen und profitieren. Gerade aus einer Haltung des Respekts vor diesem kostbaren Erbe hätte ich mir gewünscht, dass das Weiterarbeiten, -denken und -tragen des Erbes ebenfalls Anerkennung finden. Dass es auf Offenheit für Neues stösst, das selbstverständlich befragt, kritisiert und verbessert werden kann.

Andererseits frage ich mich, wie es mit meinem Weitergeben aussieht. Um ehrlich zu sein, spüre ich dabei auch einen Bruch: Mit meinen weiblichen, etwa 18jährigen Firmlingen finde ich für eine Diskussion um Diskriminierung keine Brücken zu ihrer konkreten Lebenssituation. Viele dieser jungen Frauen haben ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein, sind gut ausgebildet, welterfahren. Erfreulich ist für mich daran, dass ich bei den männlichen Firmlingen ebenfalls Veränderungen wahrnehme. Ich traue ihnen zu, mit ihren zukünftigen Partnerinnen konkrete Gleichberechtigung ausdiskutieren. Andererseits sehe ich bei Schülerinnen und Schülern um die vierzehn noch ganz klare Rollenmuster: Frauen brauchen Schmuck und Schminke, Männer schnelle Autos – und alle brauchen Handys. Das möchte ich diesen jungen Menschen weitergeben: Sie anregen, darüber nachzudenken, welche Frauen und Männer sie werden wollen, und sich darüber mit dem anderen Geschlecht auszutauschen. Verunsicherung, Fragen und Suchen sollen erlaubt sein. Für welche Zukunft sie sich entscheiden, ist eine persönliche Angelegenheit, die ich ihnen weder abnehmen kann noch will. Vielmehr ist es mir wichtig, diese persönliche Freiheit und Verantwortung bewusst wertzuschätzen, dafür lasse ich viele meiner Erwartungen los. Ich streite weniger, als dass ich zuhöre.

Es scheint zwischen den Generationen wenige klar benennbare Gemeinsamkeiten zu geben ausser einer: Auf gesellschaftlich-struktureller Ebene stosse ich immer wieder auf die Frage nach der Vereinbarkeit von bezahlter Arbeit und Familienleben bzw. nach damit verbundenen Lebensmodellen für Mann und Frau. Diese Aufteilung gerecht und vielfältig gestalten zu können, sehe ich als eine Brücke zu den nächsten Generationen.

¹ Silvia Bernet-Strahm, Editorial, in: FAMA 1/1985, 2.

² Christina von Braun, Stille Post. Eine andere Familiengeschichte, Berlin 2007, 57.

³ ebd., 31.

⁴ ebd., 22.

Kerstin Rödiger, Jg. 76, feministisch, da ich nicht Ministrantin werden durfte, Studium der kath. Theol. in Bamberg und Brasilien, promoviert in Sozialethik, Pastoralassistentin in BL, verheiratet und Mutter zweier kleiner Kinder.



Bei allem Respekt!

Interreligiöse Konfliktkultur

Amira Hafner-Al Jabaji und Doris Strahm

Wie sieht eine gute Konfliktkultur unter Frauen aus? Und was uns interreligiös engagierte Frauen besonders interessiert: Wie gehen wir mit gegensätzlichen religiösen Überzeugungen und Traditionen um, mit Wertvorstellungen und Weltanschauungen, die unvereinbar erscheinen? Diesen Fragen gehen wir anhand unseres 2008 gegründeten Interreligiösen Think-Tanks und unserer interreligiösen Zusammenarbeit als Jüdinnen, Christinnen und Musliminnen nach.

Unterschiedliche Glaubensvorstellungen ...

Seit fünf Jahren arbeiten vier Christinnen, zwei Jüdinnen und zwei Musliminnen im Interreligiösen Think-Tank sehr produktiv und ziemlich konfliktfrei zusammen. Wir haben Statements zu gesellschaftspolitischen Debatten wie der Anti-Minarettabstimmung und einem Kopftuch- und Burkaverbot, zu den Missbrauchsfällen in der römisch-katholischen Kirche und zum politischen Klima in der Schweiz publiziert, ein Manifest zu «Frauenrechten und Religion» geschrieben sowie eine grössere Studie zu den «Leitungsfunktionen von Frauen im Judentum, Christentum und Islam» und jüngst einen «Leitfaden zum interreligiösen Dialog» verfasst. All dies ohne grössere inhaltliche Kontroversen oder gar Konflikte. Woran mag das liegen? Es ist ja nicht so, dass wir nicht unterschiedliche Glaubensvorstellungen und Sichtweisen hätten, seien diese durch Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft oder durch die jeweilige Persönlichkeit bedingt.

... gleiche gesellschaftspolitische Ziele

Ein wichtiger Grund ist: Wir haben uns im Think-Tank als Gleichgesinnte zusammengeschlossen. Jede von uns war zuvor schon in der interreligiösen Arbeit tätig und hatte dabei die Grundhaltung eines Dialogs auf Augenhöhe und beson-

ders auch die gleichen gesellschaftspolitischen Ziele vertreten. Das Anliegen, uns in die laufenden religionspolitischen Debatten einzumischen und gegen die Diskriminierung und Marginalisierung von religiösen Minderheiten und von Frauen in den Religionsgemeinschaften einzutreten, hat uns über die Unterschiede in Glaubensfragen hinweg von Anfang an verbunden. Unsere gemeinsamen Projekte führen dazu, dass unterschiedliche religiöse Anschauungen und Traditionen in den Hintergrund rücken zugunsten des gemeinsamen Ziels. Wir sind deshalb so produktiv und wirksam, weil wir keine internen Konkurrenzkämpfe haben, die unsere Ressourcen beanspruchen, und wir so mit Effizienz an der Durchsetzung unserer gemeinsamen Grundanliegen arbeiten können.

Dazu kommt, dass wir als Frauen im interreligiösen Dialog selten Repräsentationsrollen einnehmen und nicht die Interessen einer Religionsgemeinschaft gegenüber den Dialogpartnerinnen zu vertreten brauchen. Wir wollen primär etwas für die Gesamtgesellschaft und für die Rechte von Frauen bewirken und eine alternative religiöse bzw. religionspolitische Stimme sein. Auch dadurch ist weniger Konfliktpotential vorhanden, und wir können stärker auf jene Inhalte fokussieren, die gemeinsamer Ausgangspunkt sind.

Vertrauen und Respekt als Basis

Das gemeinsame Engagement hat die bereits bestehenden persönlichen Beziehungen noch vertieft und das Vertrauen zwischen uns wachsen lassen. Dieses Vertrauen ermöglicht es uns auch, schwierige Themen anzusprechen, empathisch zu sein und Kompromisse zu finden. Das bedeutet nicht, dass wir in allen Belangen einen Konsens um jeden Preis anstreben. Ausgehend von der Haltung des radikalen Respekts vor der religiösen Überzeugung der Anderen und unter Ausschluss jeglichen religiösen Sendungsbewusstseins gegenüber unseren Mitstreiterinnen können Unterschiede

im Sinne von unterschiedlichen Perspektiven auf einen Sachverhalt durchaus ergänzend nebeneinander stehen bleiben. Vertrauen, Respekt und Differenzverträglichkeit sowie gemeinsame Ziele bilden das Fundament für die konstruktive Arbeit im Interreligiösen Think-Tank.

Umgang mit Unterschieden

Eine Frage, die sich in unserer Arbeit dennoch stellt: Wie kommen wir bei unseren Stellungnahmen und vor allem beim Erarbeiten des Leitfadens zu einem Konsens, der die Unterschiede nicht verwischt und der sowohl der Mehrheits- wie auch der Minderheitenperspektive Rechnung trägt?

Es gilt das Prinzip «Jede schreibt von sich und nicht über die Anderen». Das führt dazu, dass das eigene (religiöse) Profil geschärft wird und keine Vereinnahmungen stattfinden. Beim Leitfaden war es so, dass wir eine gemeinsame Struktur festgelegt haben, zu der dann jede Autorin Textbausteine beigesteuert hat. Der Textentwurf wurde dann von allen gegengelesen, kommentiert und ergänzt. Natürlich gab es in diesem Prozess immer wieder Auseinandersetzungen über einige Aussagen und über die Tonalität des Textes. So wuchs das Ganze langsam, garte, wurde nochmals durchgeknetet und wuchs zusammen – echt interreligiös und wirklich gemeinsam.

Dazu kommt, dass es in unserer Arbeit nicht primär um theologische Fragen geht, sondern um eine Metaebene: Wir reflektieren Muster und Mechanismen, die im interreligiösen Dialog ablaufen und je nachdem einen egalitären Dialog fördern oder verhindern. Denn häufig sind interreligiöse Konflikte primär nicht theologischer Art, sondern resultieren aus der Art, wie wir miteinander und den Unterschieden zwischen uns umgehen.

Konfliktpunkt: Schriftverständnis

Ein anschauliches Beispiel dafür, das auch in unserem Leitfaden vorkommt, betrifft das unterschiedliche Textverständnis im Christentum und im Islam. Viele ChristInnen tun sich schwer mit der muslimischen Betrachtung, dass der Koran das authentische, geoffenbarte Wort Gottes ist. Für sie ist dies eine überholte Vorstellung: «Bei uns galt die Bibel auch lange als das authentische Wort Gottes», und dem Islam wird entsprechend ein Entwicklungsrückstand attestiert. Umgekehrt haben viele MuslimInnen Schwierigkeiten, die historisch-kritische Betrachtung von Bibeltexten, wie sie liberale und moderne ChristInnen vertreten, hinzunehmen. Aus muslimischer Sicht erfährt die Heilige Schrift dadurch eine «Entheiligung», einen Autoritätsverlust und damit eine unzulässige Herabsetzung einer göttlichen Offenbarung. Das Beispiel zeigt: Der Dialog scheitert, wenn beide Seiten die Norm aufstellen, was das «richtige» Verständnis der Heiligen Schriften ist.

Aushalten von Differenz

Das unterschiedliche Schriftverständnis kann theologisch durchaus kontrovers diskutiert werden. Respekt und Anerkennung des Glaubens der Anderen bedeutet nicht, dass ich ihre Überzeugung teilen muss. Doch auch wenn die Zustimmung zum Schriftverständnis der anderen Seite fehlt und innerer Widerstand dagegen besteht, muss dies ausgehalten werden, wenn der Dialog nicht scheitern soll. Aushalten der Differenz bedeutet nicht passives Erdulden, sondern ein aktives Rückfragen und ein Nachzuvollziehen-Versuchen, was

genau unter den verschiedenen Textverständnissen zu verstehen ist. So zeigt sich, dass trotz des Verständnisses, der Koran sei authentische Selbstrede Gottes, der koranische Text dennoch kritisch und hinterfragend gelesen werden kann und auch wird. Gegenseitiges kritisches Nachfragen in Respekt ist also möglich und erwünscht und macht interreligiöse wie menschliche Tiefenerfahrungen erst möglich.

Voraussetzung für gute interreligiöse Konfliktkultur

Zuallererst muss der gesellschaftliche Rahmen bewusst gemacht werden, in dem ein interreligiöser Konflikt stattfindet. In den meisten Fällen ist dies nämlich kein Streit auf Augenhöhe. Für die Konfliktparteien bestehen unterschiedlich lange Spieße. Sie begegnen sich als VertreterInnen der religiösen Mehrheit einerseits und der religiösen Minderheiten andererseits. Diese Asymmetrie hat Auswirkungen auf die DialogpartnerInnen und ist häufig die unbewusste Ursache von interreligiösen Konflikten: So sind sich Angehörige der Mehrheitsreligion meist nicht im Klaren, dass sie im Dialog Definitionsmacht beanspruchen und Normen setzen, an denen die Anderen gemessen werden. Umgekehrt werden die religiösen Minderheiten in die Position gedrängt, ihre Glaubensvorstellungen verteidigen zu müssen, was dazu führen kann, dass sie die eigene Religion idealisieren.

Religion betrifft Herz und Verstand

Im interreligiösen Dialog geht es im engeren Sinn um religiöse Überzeugungen. Es sind tiefe Emotionen und Weltbilder im Spiel. Gegensätzliche Glaubensvorstellungen lassen sich deshalb nicht nur auf der Sachebene diskutieren. Es ist wichtig, von Herzen und persönlich zu sprechen, die religiösen Gefühle der Anderen zu achten und sensibel zu sein für die Ängste und Verletzungen der jeweils Anderen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist zu lernen, die eigenen Grenzen des Verstehens zu akzeptieren. Anders als bei anderen Konflikten muss kein Konsens in religiösen Überzeugungen erreicht werden (keine Mission!). Es geht nicht darum, einander vom eigenen Standpunkt zu überzeugen oder einen gemeinsamen inhaltlichen Standpunkt zu finden. Es geht darum, den Standpunkt der Anderen nachzuvollziehen, gegebenenfalls durch einen Perspektivenwechsel. Ausgehend von dieser Erfahrung können dann gemeinsame Handlungsoptionen entwickelt werden.

Praxis der Solidarität

Interreligiöse Konflikte spezifisch unter Frauen sind oft Konflikte um die Rolle von Frauen und unterschiedliche Geschlechterkonzepte in den verschiedenen Religionen. Auch hier geht es darum, Asymmetrien zu erkennen, als christliche Frauen der Mehrheitsgesellschaft die Definitionsmacht abzugeben, Differenz unter Frauen anzuerkennen, die je eigenen, kulturell geprägten Konzepte von Emanzipation und Frauenbefreiung zu hinterfragen und trotzdem solidarisch zu sein, gemeinsam zu handeln – verbunden durch das gleiche Ziel: ein Leben in Würde und Gerechtigkeit für alle Menschen, auch für Frauen.

Amira Hafner-Al Jabaji ist Islamwissenschaftlerin und Publizistin; Doris Strahm ist feministische Theologin und Publizistin. Sie sind Mitbegründerinnen des Interreligiösen Think-Tank: www.interrelthinktank.ch.

Schwesternstreit?!

Rachel und Leah

Barbara Kauffmann

Zwei Frauen und ein Mann – Beziehungsdrama vorprogrammiert? Zumindest eine Figurenkonstellation, die Potential für Eifersucht, Intrigen – kurz: Leiden verschiedenster Art – in sich birgt. Im Buch Genesis begegnet uns diese Konstellation im Erzählzyklus über die beiden Schwestern Leah und Rachel und ihren Ehemann Jakob.

Es beginnt geradezu romantisch: Jakob begegnet seiner Kusine Rachel am Brunnen und verliebt sich in sie. Seine Liebe setzt Kräfte frei und so wälzt er nicht nur den grossen Stein vom Brunnen, er willigt ein, sieben Jahre für seinen künftigen Schwiegervater Laban zu arbeiten, damit er Rachel heiraten darf. In der Hochzeitsnacht passiert jedoch etwas Merkwürdiges: Jakob bemerkt erst am nächsten Morgen, dass er nicht mit Rachel, sondern mit ihrer älteren Schwester Leah die Hochzeitsnacht verbracht hat, ausgetrickst von Laban, der seine ältere Tochter zuerst verheiraten wollte. Erst nachdem sich Jakob verpflichtet, nochmals sieben Jahre für Laban zu arbeiten, darf er Rachel ebenfalls ehelichen.

Ménage à trois

Jakob ist nun also mit zwei Frauen verheiratet, mit Rachel, die er liebt, und mit deren Schwester Leah, die er sozusagen «untergeschoben» bekam. Es scheint, dass alle drei sich plötzlich in einer Situation vorfinden, die sie sich nicht ausgesucht haben. Der biblische Text erklärt nichts weiter, insbesondere die beiden Schwestern schweigen zu der Situation. Was mag in ihnen vorgegangen sein? Wie erging es wohl

Leah? Sie wusste doch, dass Jakob nicht wegen ihr die vielen Jahre bei ihrem Vater gedient hatte, es war ihr sicher klar, dass Jakobs Liebe in erster Linie Rachel galt. Und Rachel? Im Wissen darum, wie sehr sie von Jakob geliebt wurde, musste es doch unerträglich für sie sein zu sehen, dass nun die eigene Schwester mit ihm zusammen war? Wie hat diese «Ménage à trois» das Verhältnis zwischen den Schwestern verändert? Und schliesslich Jakob, der sieben Jahre arbeitet, um eine bestimmte Frau zu heiraten, und plötzlich neben einer anderen aufwacht. Insbesondere eine Stelle in der Erzählung macht nicht nur heutige Lesende stutzig: Der Moment nach der Hochzeitsnacht, wo der Bibeltext geradezu emotionslos, die Perspektive Jakobs einnehmend, feststellt: «Und siehe: Es war Leah» (Gen 32,25). Wie kann es sein, dass ein offensichtlich schwer verliebter Mann in der Hochzeitsnacht nicht wahrnimmt, dass er die ganze Nacht nicht mit seiner Braut, sondern mit einer anderen Frau zusammen war?

Ein Midrasch schliesst die Lücke

Diese Frage veranlasste die jüdischen Rabbinen dazu, die Lücke mithilfe eines Midrasch, einer in der Tradition zunächst mündlich überlieferten Erzählung, zu schliessen. Dieser Midrasch berichtet, dass Rachel von der Idee ihres Vaters Laban erfährt, Jakob Leah an ihrer Stelle zur Frau zu geben. Daraufhin vereinbart sie mit Jakob bestimmte Zeichen, damit dieser sie in der Hochzeitsnacht eindeutig erkennen und von Leah unterscheiden kann. Kurz vor der Hochzeitsnacht entscheidet sich Rachel allerdings anders



und erzählt alles ihrer Schwester Leah. Der Midrasch vermerkt ausdrücklich, dass ihre Motivation von Barmherzigkeit geleitet ist und sie so handelt, um ihre Schwester nicht zu beschämen. Rachel geht sogar so weit, dass sie sich in besagter Nacht unter das eheliche Bett legt und Leah ihre Stimme leiht, damit Jakob ganz sicher keinen Verdacht schöpft und den Unterschied zwischen den Schwestern nicht feststellen kann. Gemäss diesem Midrasch bricht also kein «Zickenkrieg» zwischen den Schwestern aus. Rachel reagiert nicht mit Eifersucht, Wutausbrüchen und Zorn darüber, dass sie um ihren Geliebten betrogen wurde. Sie intrigiert auch nicht, sondern stellt das Wohl ihrer – im Grunde ebenfalls betrogenen – Schwester Leah über ihre eigenen Gefühle. Leah wusste ja bereits, dass sie nicht Jakobs erste Liebe war, und Rachel hatte nicht das Bedürfnis, diese Demütigung und Beschämung ihrer Schwester noch zu verstärken. Woher Rachel diese Grösse hatte, erklärt der Midrasch nicht. Vielleicht war das Liebesband zwischen ihr und Jakob so fest, dass jede Rivalin nur eine Scheinrivalin sein konnte?

Die Midrasch-Sammlung *Eikha Rabba*

Dieser ungewöhnliche Midrasch taucht nochmals in einem ganz anderen Zusammenhang auf und zwar in der Sammlung *Eikha Rabba*, die das Buch der Klagelieder kommentiert. Darin beklagt, betrauert und beweint Israel die grosse nationale Katastrophe, die Zerstörung des 1. Tempels in Jerusalem und die Exilierung des Volkes Israel nach Babylon im 6. Jahrhundert v. Chr. Etwa 1000 Jahre später, lange nach der Zerstörung des 2. Tempels, entstand *Eikha Rabba*. In dieser Midrasch-Sammlung geben die jüdischen Gelehrten auf narrative Weise eine theologische Antwort auf die traumatische Erfahrung von Tempelzerstörung und Exil, indem sie die Katastrophe in einen grösseren Zusammenhang integrieren – in eine unzerstörbare Bundesbeziehung zwischen Gott und Israel. Ganz anders als im Buch der Klagelieder, wo Gott schweigt, taucht Gott im Midrasch selbst auf, um an der Seite des Volkes Israel trauernd zu weinen und zu klagen. Die Erzählungen kreisen immer wieder um die Fragen: Wie es erstens zu dieser Katastrophe kommen konnte und welches Verhalten des Volkes Gott zu diesem drastischen Handeln – mündend in Zerstörung und Exil – veranlasst hat. Und ob es zweitens überhaupt noch Hoffnung auf einen Neuanfang und eine Rückkehr ins Land Israel gibt.

Rachel als mächtige Fürsprecherin

Der oben erläuterte Midrasch über Jakob, Leah und Rachel ist in *Eikha Rabba* eingebettet in einen grösseren Erzählzusammenhang, der grob in zwei Teile eingeteilt werden kann. Zunächst wird davon berichtet, wie Gott seine *Schechina*, seine göttliche Präsenz, aus dem Tempel in Jerusalem zurückzieht und daraufhin der Tempel zerstört wird. Dann erzählt der Midrasch, wie Gott in den Trümmern Jerusalems umhergeht und weint – über den eigenen Zustand, über das Ausmass der Zerstörung und die vielen menschlichen Opfer, unter ihren / seinen «Kindern». Sodann fordert Gott die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob sowie Mose zum Mitweinen und Klagen auf. Diese kommen der Aufforderung nach und stimmen in das Weinen Gottes mit ein. Im zweiten Teil der Erzählung erhebt Gott Anklage gegen Israel, und die Patriarchen, Mose und die Engel versuchen – ohne Erfolg – Israel zu verteidigen. Keinem der Patriarchen gelingt es, Gott umzustimmen, so dass dem schrecklichen

Morden und der Zerstörung in Jerusalem ein Ende gesetzt würde. Gott zeigt sich völlig unbeeindruckt von ihren Argumenten. Doch plötzlich nimmt diese Erzählung eine spektakuläre Wendung: Rachel, so erzählt der Midrasch «springt» vor das Angesicht Gottes und beginnt unter Tränen ihr leidenschaftliches Plädoyer. Sie erzählt Gott, wie sie selbst in einem entscheidenden Moment ihres Lebens ihre Eifersucht auf ihre Schwester Leah besiegt und aus Erbarmen mit ihr, auch um sie nicht zu beschämen, sogar auf den geliebten Mann in der Hochzeitsnacht verzichtet hat. Um wie viel mehr – so Rachels Argument – sollte also Gott, allmächtig, fähig sein, die Eifersucht auf Götzen, die ja überhaupt nicht existieren, zu besiegen und endlich einen Schlusstrich zu ziehen unter das Gerichtshandeln an Israel. Was alle Patriarchen vor ihr nicht geschafft haben geschieht jetzt: Gott lenkt ein und verspricht, das Exil Israels zu beenden und das Volk wieder zurück in sein Land zu führen.

Ein Spiel mit Geschlechteridentitäten

Was geht hier vor? Gott und sein Volk Israel stehen in einem exklusiven interpersonalen Verhältnis zueinander. An vielen Stellen der Bibel wird dieses Verhältnis deshalb metaphorisch als eine Beziehung zwischen einem Liebespaar – Gott als Bräutigam, Israel als Braut – beschrieben. Aus diesem Grund stellt insbesondere Götzendienst eine schwere Sünde auf der Beziehungsebene dar, die dieses Liebesverhältnis nachhaltig stört. In der Midrasch-Sammlung *Eikha Rabba* scheinen die Rollen ebenfalls klar verteilt: Gott ist in Rage wie ein blindwütiger Ehemann und bestraft Israel, weil es sich mit Götzen, mit Nebenbuhlern, eingelassen hat. Gott lässt zu, dass Jerusalem und der Tempel zerstört werden und Israel ins Exil zieht. Zwar ist Gott selbst durch die Bestrafung mitgenommen, was durch das Weinen und Klagen deutlich wird, dennoch werden unablässig Zeugen – einschliesslich der Buchstaben des hebräischen Alephbeths – aufgerufen, um Israel anzuklagen und dessen Verfehlungen aufzuzählen. Bei genauerem Hinsehen kann man in unserem Midrasch jedoch ein interessantes Spiel mit der Geschlechterzuordnung entdecken. Wie bereits erwähnt, vergleicht Rachel unter Tränen ihre eigene Situation, ihr Dreiecksverhältnis mit der Situation Gottes, und Gott lässt sich darauf ein. Plötzlich ist Gott nicht mehr in der klassischen Rolle des Patriarchen, der auf seine Braut Israel eifersüchtige Ehemann, sondern eine liebende Frau, die ihren Geliebten scheinbar «über Nacht» nicht mehr für sich alleine hat. Gottes Gegenüber, Jakob/Israel wiederum wäre in diese Dreieckssituation geraten, ohne selbst wirklich einen Vorsatz dafür gehabt zu haben.

Am Ende des Midrasch sind es Rachels Tränen und ihre eigene durchlittene Erfahrung, die Gott zur Abkehr von Gericht und Zerstörung bewegen. Sie wird so zur mächtigen Fürsprecherin für Israel. Rachels Tränen und Gottes Tränen werden eins. Sind es Tränen wegen der Verwüstung Jerusalems oder Tränen wegen eines durch Dritte gestörten Liebesverhältnisses? Beide – Gott und Rachel – treffen sich schliesslich auf einer ganz besonders intimen Ebene, im Weinen und im Ausleben einer göttlichen Eigenschaft: der Barmherzigkeit gegenüber ausnahmslos allen.

Barbara Kauffmann hat katholische Theologie und Judaistik in Luzern und Tel Aviv studiert. Derzeit lebt und arbeitet sie in München.

Bachelor

– und Zickenkrieg

Tania Oldenhage

Der Zickenkrieg tobt. In allen Boulevardzeitungen kann man es lesen. Angelina und Katja streiten sich um Christian. Christian ist der Held der aktuellen Staffel «Der Bachelor», die in diesem Frühjahr zu Ende geht. Aus einer Gruppe von 22 Frauen muss Christian seine Traumfrau auswählen. Während er seine Wahl trifft, wohnen die Konkurrentinnen eng beieinander in der Bachelor-Villa. Dort sonnen, stylen, langweilen und streiten sie sich. Zwischendurch gibt es Gruppendates und Einzeldates mit dem Bachelor. Am Ende jeder Show verteilt der Bachelor Rosen an diejenigen Frauen, die er näher kennenlernen möchte. Die Auserwählten stossen mit Sektgläsern an. Die anderen müssen nach Hause gehen.

Mein erster Bachelor

Der Bachelor begleitet mich inzwischen seit zwölf Jahren. 2002 wurde in den USA die erste Staffel ausgestrahlt. Damals suchte der Bachelor Alex seine Traumfrau. Jeden Donnerstagabend sassen mein Mann und ich in Ohio vor dem Fernseher und konnten es nicht fassen. Das darf nicht wahr sein, habe ich zu meinem Mann gesagt. Die Amis spinnen. Merkwürdigerweise fanden wir uns dennoch Woche für Woche vor dem Fernseher wieder, um zu schauen, wie es mit Alex und seinen Frauen weiterging. Zuerst redete ich mir ein, der Bachelor sei ein interessantes Forschungsfeld für die Produktion von Gender-Normen und eventuell auch für deren Destabilisierung. Immerhin folgte kurz nach der ersten Staffel des Bachelors die Staffel «Bachelorette». In dieser Staffel durfte sich Trista unter vielen Männern ihren Traummann aussuchen.

Biblische Spuren

Zwölf Jahre später ist der Bachelor (und nicht die Bachelorette) ein Ikon in der Medienlandschaft. Die Sendung wird inzwischen auch in Deutschland und der Schweiz ausgestrahlt. Längst hab ich mir eingestanden, dass das subversive Potential dieser Sendung aus feministischer Sicht ziemlich gering ist. Warum bleibe ich dann doch immer wieder an der Sendung hängen und schaue gebannt zu, wie sich die Konkurrentinnen in die Haare kriegen und der Bachelor am Ende seine Rosen verteilt?

Ein biblisches Gleichnis hat mir auf die Sprünge geholfen: Die Geschichte von den zehn Jungfrauen im Matthäusevangelium (Mt 25,1-13). Zehn junge Frauen warten an einer Hochzeit auf den Bräutigam. Es wird spät, die Frauen schla-

fen ein. Endlich kommt der Bräutigam, aber nur fünf der Frauen haben Lampen, die noch brennen. Den anderen fünf ist das Öl für die Lampen ausgegangen. Gebt uns etwas von eurem Öl ab, sagen sie. Nein, antworten die anderen fünf. Dann reicht es nicht für uns. Geht und kauft euch selber Öl. Die jungen Frauen gehen in die Stadt, um Öl zu kaufen. Sie kommen zurück und klopfen an die Tür. Der Bräutigam sagt: Ich kenne euch nicht! Es ist ein Zickenkrieg, der da beschrieben wird.

Der Bachelor in der Kreuzkirche

In der Kreuzkirche in Zürich-Hottingen gibt es an der Kanzelwand ein Steinrelief der zehn Jungfrauen.¹ Es stammt vom Schweizer Bildhauer August Bösch (1857-1911) und zeigt elf stattliche Figuren: einen Mann und zehn Frauen. Rechts von der Kanzel sind die «törichten Jungfrauen» mit leeren Öllampen zu sehen. Sie warten traurig vor einer verschlossenen Tür. Links von der Kanzel sind die fünf «klugen Jungfrauen» mit brennenden Öllampen in der Hand und schauen erwartungsvoll auf den Bräutigam. Der Bräutigam ist Christus. Mit langem Haar und wallendem Gewand weist er die fünf «klugen Jungfrauen» auf die Kanzel hin.

Wie der Bachelor steht Christus vor seinen fünf Auserwählten, während die anderen fünf nach Hause geschickt werden. Kein Wunder, dass mich die Sendung nicht loslässt. Ein Mann, viele Frauen, Konkurrenzkampf, Zickenkrieg, Gewinnerinnen, Verliererinnen und ein Fest, bei dem nur einige der Frauen mitfeiern. Frauengruppen werden gegeneinander ausgespielt und wir schauen dabei zu. Ein biblisches Motiv!?

Zickenkrieg

Ich sitze in der Kreuzkirche und Fragen gehen mir durch den Kopf. Welcher «Bachelor» geistert durch mein eigenes Leben? Welche Rose will ich unbedingt haben? Durch welche Tür will ich unbedingt hindurch? Selbst als feministische Theologin kann ich dem Bachelor nicht widerstehen. Mein Bachelor heisst nicht Christian oder Alex oder Christus, sondern vielleicht heisst er «Universität» oder «Gutachter» oder «Wahlkommission». Die Rosen, die ich mir ergattere, heissen «Lehrauftrag» oder «Buchvertrag» oder «Rezension». Und die Tür, durch die ich will, führt nicht unbedingt zu einem Hochzeitsfest, sondern zu einer breiten Öffentlichkeit, die uns feministische Theologinnen endlich wahrnehmen und würdigen soll. Der Zickenkrieg tobt auch bei uns. Und andere schauen zu.

¹ Für eine ausführlichere Auseinandersetzung mit dem Gleichnis, siehe Tania Oldenhage «Die zehn Jungfrauen auf dem Zürichberg – Matthäus 25,1-13», in: Gott ist anders. Gleichnisse neu gelesen. Marlene Crüsemann, Claudia Janssen, Ulrike Metternich (Hg.), Gütersloh 2014, 239–249.

Siehe auch das Schweizer "Wort zum Sonntag" vom 15.02.2014: <http://www.srf.ch/sendungen/wort-zum-sonntag/castingstress-oder-solidaritaet-die-10-jungfrauen>.

PD Dr. Tania Oldenhage ist FAMA-Redaktorin und Pfarrerin in Zürich.



Brave Mädchen ...

Barbara Hanusa

... kommen in den Himmel, böse überall hin. Dieser Buchtitel hat es mir angetan. Wenn ich über die Streitkultur an unserer internationalen, koedukativen Internatsschule Ecole d'Humanité nachdenke, fällt er mir wieder ein. In einer Schule mit 150 Jugendlichen und 50 PädagogInnen, in der man zusammen lebt und lernt, kommt es tagtäglich zu Auseinandersetzungen, Meinungsverschiedenheiten und Klärungsgesprächen. Wir haben kein Fach «Schöner streiten» auf dem Stundenplan, gleichwohl steht im alltäglichen sozialen Lernen das Streitthema ganz oben auf der Agenda. Wie drücke ich meine Bedürfnisse und Wahrnehmungen aus? Wie trage ich Sorge für das, was ich brauche? Wie bringe ich meine Kritik an? Jedes Geschlecht und alle Altersstufen sind in diesem Themenfeld unterwegs und lernen, für sich zu sorgen, sich zu artikulieren, die Anderen und die Schulregeln dabei im Blick zu haben. Für die Mädchen und jungen Frauen gibt es dabei unserer Beobachtung nach eine besondere Herausforderung: Mädchen wollen gefallen! So sind sie in der Regel sozialisiert worden, dafür tun sie vieles, wenn nicht sogar alles. Dieser Umstand verträgt sich nicht mit einer lebendigen und offenen Streitkultur. Brave Mädchen werden gemocht, sind anschiemig, attraktiv und beliebt, unterwegs zum Himmel eben. Das sehen wir als eine Tendenz und gleichzeitig lässt sich das streitende Verhalten von Mädchen nicht eindeutig bestimmen.

Wie streiten Mädchen?

Die Frauengruppe der Mitarbeiterinnen der Ecole d'Humanité nimmt die Anfrage der FAMA zum Anlass, an einem Abend zu diesem Thema mit den Mädchen und jungen Frauen der Schule ins Gespräch zu kommen. Zwei Frauen zeigen in

einem kurzen Rollenspiel, das sich um die Frage dreht, ob das Fenster in der Nacht geöffnet sein soll – einem Dauerthema in den Zweierzimmern – eine gelungene und eine missglückte Streitsituation. Anschliessend wird ausgetauscht. Ein Ergebnis aus diesen Gesprächen: Mädchen streiten und sie tun es, wenn sie es tun, auf völlig unterschiedliche Art und Weise.

Viele Äusserungen zeigen, dass weibliches Streiten als sehr emotional erlebt wird: «Ich werde zu emotional, wenn ich streite, und bereue es fast immer im Nachhinein. Ich will sagen, was ich denke, verfange mich in meinen eigenen Emotionen und gerate dann in die Übertreibung und damit auch ins Unrecht.» Väter, Brüder und Freunde werden im Streiten dabei überwiegend als sachorientierter wahrgenommen. Die Mädchen beschreiben gleichzeitig, dass sie erleben, dass Jungen ihre Aggression durch physische Gewalt, vor allem gegen Sachen ausdrücken. Da sehen sie sich selbst als kontrollierter. Mädchen sprechen, schreien, toben, weinen; sie zerstören eher nicht. Auch Mädchen streiten physisch, wie zwei Zimmerkolleginnen uns berichten. Nach ihren Streitigkeiten kann es sein, dass sie tagelang nicht miteinander sprechen, bis die Erwachsene der Wohngruppe beide gemeinsam an einen Tisch holt und zum Sprechen bringt. Väter werden teilweise in ihrer Argumentationsweise als übermächtig wahrgenommen: «Manchmal geht es um ganz kleine Dinge. Trotzdem kommt er mit so vielen Argumenten, dass ich mit dem Rücken zur Wand stehe. Ich werde immer kleiner und kleiner und kleiner und habe keinen Raum zum Streiten.» Väter werden aber auch anders erlebt: «Mit meinem Vater habe ich eine gute Streitkultur. Wenn etwas passiert, setzt er sich mit mir zusammen, ruhig, ver-

nünftig, Schritt für Schritt klären wir die Situation, die Fakten kommen auf den Tisch. Meine Mutter hingegen, das ist pure Emotion und zwischen uns knallt es sofort.» Streit zu vermeiden um des lieben Friedens willen ist eine Haltung, von der viele der Mädchen berichten: «Ich will die gute Stimmung im Zimmer behalten und niemand soll sich wegen mir schlecht fühlen. Das führt aber auch dazu, dass ich dann irgendwann explodiere. Jetzt, mit einer neuen Zimmerkameradin, arbeite ich daran, meinen Frust oder Ärger früher anzusprechen, damit er nicht so gross wird.» Streit zu vermeiden heisst auch, dass Wut und Verletzung nach innen gehen und dort bleiben können: «Ich habe Mühe anzusprechen, was mich verletzt, man nimmt mich ja doch nicht ernst ... denn, wenn ich wütend werde, haben die anderen doch nur ihre Freude daran.» Streiten wird durchaus auch positiv als eine Form der Zuwendung erlebt: «Streiten ist wichtig. It shows that you care!» Wenn Mädchen streiten, dann zeigen sie, dass ihnen an der Beziehung etwas liegt, dass es ihnen wichtig ist, mit der anderen Person ins Reine zu kommen. Die Meinung des oder der Anderen zählt, sie ist nicht egal.

Streitkultur als pädagogischer Auftrag

An unserer Schule kennen wir die tägliche Herausforderung, mit den Andersheiten der Anderen umgehen zu lernen. Dabei gehören Konflikte und die Einübung des Umgangs damit selbstverständlich dazu. Eine ältere Schülerin resümierte an unserem Frauenabend: «Es ist wichtig, Konflikte anzugehen, durchzustehen und aus ihnen zu lernen. Wir sind hier an der Ecole, um Erfahrungen zu machen und daraus zu lernen.» Damit dieses Lernen immer wieder gelingen kann, sind uns in unserem pädagogischen Handeln folgende Aspekte wichtig:

Konflikte werden begrüsst

Wir fördern eine lebendige Streitkultur an der Ecole d'Humanité. Konflikte werden als Teil des Lebens wahr- und ernstgenommen und nicht unterdrückt. Sie sind eine absolut notwendige Komponente interpersonalen Beziehungen. Durch Auseinandersetzungen lernen Kinder, Jugendliche und auch Erwachsene wertvolle Dinge über sich selbst wie über andere Menschen. Unsere Schule stellt immer wieder Räume und Anlässe für diese Einübung zur Verfügung: Wie wird das Essen am gemeinsamen Tisch geteilt? Wie entscheidet die Wohngruppe über Regeln des Zusammenlebens im Haus? Wie regeln die beiden Zimmerkollaboratorinnen das gemeinsame Leben? Wie gebe ich als Jugendliche einer Schulkollegin oder einem Erwachsenen eine kritische Rückmeldung? Mädchen und junge Frauen ermutigen wir in diesem Zusammenhang besonders, Konflikte als etwas Positives in ihrem Leben anzusehen. Wir wollen, dass sie lernen, für ihre Belange aufzustehen und sich in konstruktiver Weise einzusetzen. Das muss gelernt und vor allem immer wieder geübt und liebevoll begleitet werden.

«Schau nach innen, schau nach aussen und entscheide dich dann!»

Unsere Schule hatte das grosse Glück, dass Ruth C. Cohn, die Begründerin der Themenzentrierten Interaktion – einer Methode und Haltung, die lebendiges Lernen und Arbeiten in Gruppen zum Ziel hat –, unsere Schule über zwanzig Jahre lang in ihrer pädagogischen Arbeit unterstützt und begleitet hat. Durch sie konnte die Hauptmaxime unserer

Schulphilosophie: «Werde, der Mensch, der du bist!» in eine zeitgemässe Pädagogik der Selbstreflexion und Selbststeuerung übersetzt werden. Cohn steht für die Haltung, dass man sich der eigenen Gegebenheiten und derjenigen der Umwelt immer wieder bewusst werden muss. «Übe dich, dich selbst und andere wahrzunehmen, schenke dir und anderen die gleiche menschliche Achtung!» Bewusstheit für sich selbst, für das Gegenüber und für die Situation üben wir mit unseren SchülerInnen, Buben wie Mädchen gleichermaßen, auf allen Ebenen ein: Im Unterricht, für das eigene Lernen, in den sozialen Gruppen im Internat, im Kontakt mit den Eltern, mit den Gleichaltrigen, mit den LehrerInnen und eben auch bei Konflikten. Letztlich ist dies pädagogische Arbeit an der Selbststeuerung. Wie lerne ich, auf die verschiedenen inneren Stimmen zu hören, sie zu erkennen und auch zuzuordnen? Wie übe ich immer wieder, die verschiedenen Blickwinkel und Perspektiven auf ein und dieselbe Situation zu erkennen, sie mir bewusst zu machen? Wie werde ich mir der Unterschiede von Selbst- und Fremdwahrnehmung bewusst? In diesen Lernprozessen liegt eine der Grundlagen für ein offenes und konstruktives Konfliktverhalten.

Streiten lernen

Konflikte in interpersonalen Beziehungen sind am besten im Dialog anzugehen, zu verarbeiten und zu lösen. Diese Dialoge müssen eingeübt werden. Zum Streiten braucht es kommunikative Kompetenzen, die systematisch gelernt werden können. Wir arbeiten u.a. mit dem Modell zur Gewaltfreien Kommunikation nach Marshall Rosenberg. Es geht hauptsächlich darum, die beteiligten Gefühle in bzw. hinter den Konflikten zu erkennen und zu benennen. Ich trainiere aktives Zuhören und übe mich darin zu unterscheiden, was ich höre und was ich konstruiere, d.h. meinem Gegenüber im Konfliktfall zuschreibe oder andichte. Es geht ausserdem um die Kompetenz, ein Feedback zu geben. Wenn ich sagen kann, was ich wahrnehme und was mir warum Mühe macht, kann das viele konfliktreiche Situationen entschärfen. Die Klärung kommt vor und anstelle eines Knalls. Rückmeldungen zu geben, üben wir auch ausserhalb von Konfliktsituationen immer wieder: Wie erlebe ich den Unterricht? Was nehme ich an dir als SchulkollegIn oder LehrerIn wahr? Mit der Zeit fällt es natürlich auch leichter, Kritisches zu benennen und anzusprechen.

Das Internat als ideales Lernfeld

Lernen ist die ständige Bearbeitung von Schwierigkeiten, die sich einstellen und nicht künstlich erzeugt werden müssen (John Dewey). In diesem Sinne eignet sich eine Schulgemeinschaft mit internationaler Zusammensetzung und unter den Alltagsbedingungen eines Internats hervorragend als Lernumgebung für den Umgang mit Konflikten. Unser geschlechtsspezifischer Ansatz liegt darin, Mädchen besonders zum konstruktiven Streiten zu ermutigen und zwar jenseits der Kategorien von gut oder böse.

Barbara Hanusa (1966), Pfarrerin und Pädagogin, seit 2007 in der Schulleitung der Ecole d'Humanité tätig, einer internationalen, reformpädagogischen Internatsschule auf dem Hasliberg mit 150 Jugendlichen und 50 PädagogInnen.

Literatur und Forum

Zum Thema

**Barbara Rendtorff, Birgit Riegraf,
Claudia Mahs (Hg.), 40 Jahre
Feministische Debatten**

*Resümee und Ausblick. Verlagsgruppe
Beltz, 2014.*

Entlang von vier ausgewählten Themenschwerpunkten unternimmt der Band eine Bestandsaufnahme der feministischen Debatten der letzten vierzig Jahre in Deutschland und fragt: Was ist aus den ehemals zentralen Themen und Ansätzen geworden? Sind sie im gesellschaftlichen Diskurs noch präsent? Und wenn sie es nicht sind, warum nicht? Und wenn sie es sind, wie haben sie sich verändert?

**Charlotte Habersack, Ingrid Sissung,
Zoff!**

*Ein Bilderbuch zum Thema Streiten und
Sich-wieder-Vertragen. Ab 4 Jahren,
bloomoon, 2011.*

**Simone Pöhlmann, Angela Roethe,
Streiten will gelernt sein**

*Die kleine Schule der fairen Kommunikation.
Herder spektrum, 2013.*

Buchbesprechungen

Marian Ronan, Sister Trouble.

*The Vatican, the Bishops, and the Nuns.
CreateSpace Independent Publishing
Platform, 2013.*

Vor einigen Jahren begann der Vatikan, katholische Frauenorden in den USA kritisch zu untersuchen. Den Ordensschwestern wurde u.a. vorgeworfen, in sozialetischen Fragen eine Haltung einzunehmen, die von der herrschenden Kirchenmeinung abweiche. Auf diese Anschuldigungen hin erschienen in den USA zahlreiche Proteste von Menschen, die den Ordensschwestern den Rücken stärken

wollten. Ein besonders eindrücklicher Protest ist das kürzlich erschienene Buch der katholischen Theologin Marian Ronan.

Der erste Teil des Buches enthält eine Reihe von gut lesbaren Beiträgen, die zwischen 2008 und 2012 geschrieben wurden. In diesen Beiträgen stellt Ronan den Konflikt zwischen den Ordensschwestern und dem Vatikan in historische und aktuelle Zusammenhänge. So stellt Ronan Verbindungen her zwischen dem Vorgehen des Vatikans gegen die Ordensschwestern und dem Vorgehen gegen erfolgreiche feministische Theologinnen wie Elizabeth A. Johnson. Ausserdem erinnert Ronan daran, dass sich Ordensschwestern in den USA vor allem deswegen theologisch weiterbildeten und organisierten, weil es der Vatikan einmal so vorgeschrieben hatte. Ronan kommentiert: «Be careful what you wish for, fellas.» (S. 37) Ronans Ton schwankt zwischen haarscharfer sarkastischer Analyse und Trauer. Besonders berührend sind Ronans persönliche Erinnerungen an individuelle Ordensschwestern. Ohne diese Schwestern wäre Ronan selbst nicht die engagierte feministische Theologin geworden, die sie heute ist. Ronans Überlegungen machen nachdenklich: Dass es in den Frauenorden keinen Nachwuchs gibt, könnte nicht zuletzt auch ein Verlust für die feministische Theologie bedeuten.

Bemerkenswert ist auch der zweite Teil des schmalen Bandes, in dem Ronan die Geschichte der Frauen in der katholischen Kirche mit Hilfe neuerer Gendertheorien beleuchtet. Der Titel des Buches «Sister Trouble» ist ein Wortspiel, das sich auf Judith Butlers Klassiker «Gender Trouble» bezieht. Der dritte Teil enthält verschiedene überraschende Blicke auf die katholisch geprägte Kultur in den USA. Ro-

nan beschreibt u.a. ihre ambivalente Zuneigung zu einer katholischen Heiligen – Johanna von Orléans – oder sie erinnert an die katholischen Wurzeln des sozialetischen Engagements von Aktivisten wie Michael Moore. Das Buch ist lesenswert für alle, die mit der katholischen Kirche und ihrer Rolle in der Gesellschaft ringen.

Tania Oldenhage

Marianne Vogel Kopp, Flughaut.

Roman. Schläfli & Maurer, 2013.

Marianne Vogel Kopp ist es schon in ihrem Erstling gelungen, unterhaltsam, tiefgründig und mit wohl dosierten Ausflügen in die Theologie einen flüssig lesbaren Entwicklungsroman zu präsentieren.

In ihrem zweiten Buch geht es um Stella und Rafael, zwei junge Leute, die sich einen Weg im Chaos des Lebens suchen. Stella, eine junge Installationskünstlerin in ihrem 33. Lebensjahr – dem Christusjahr! – wird von der Presse mit Namen bedacht, die nach Werbeslogans klingen, etwa «Fluidum der Schwebel»; doch eigentlich ist sie ein «bedürftiges Kind», das vor allem geliebt sein will und dabei rücksichtslos und ohne jedes Einfühlungsvermögen andere Menschen instrumentalisiert. Darin ähnelt sie in erschreckender Weise ihrer Mutter. Stella fürchtet sich davor, auf der Erde anzukommen, würde gern ihr Leben im ständigen Überflug halten. Rafael ist seit seiner Kindheit gewohnt, sich wie unter einer Tarnkappe unsichtbar zu machen. Für ihn beginnt der Wendepunkt, als immer mehr Menschen ihn wahrzunehmen beginnen, sich seiner erinnern und seine Tarnkappe unwirksam wird. Ich mag jene Stellen am liebsten, die hinter den eigentlichen Plot der Geschichte schauen wollen. Es geht «um Leben und Tod. Um Durchgänge und Durchbrüche. Um dunkle Nächte und Zeiten von

Leere. Aber das ist nicht alles. Das Letzte schon gar nicht. Das kommt alles wieder in Fahrt». Und damit wird der Roman zu einer modernen Ostergeschichte.

Schwer tue ich mich mit den vielen Dramen der Nebenfiguren, die mit Freitod, Holocaust-Biographie und Autounfall fast auch schon inflationär wirken – aber was macht das schon in einem sonst anregenden, viele eigene Assoziationen und Bilder ermöglichenden Roman.

Angela Waeffler-Boveland

Stefanie Schäfer-Bossert, Elisabeth Hartlieb (Hg.), Feministische Theologie – Politische Theologie.

Entwicklungen und Perspektiven. Ulrike Helmer Verlag, 2012.

Dieses Buch sammelt Beiträge namhafter feministischer Theologinnen, die sich kritisch der Frage nach dem Stellenwert des Politischen in heutigen feministischen Theologien widmen. Die ehemals konstitutive Zusammengehörigkeit von feministischer

Theologie und Politischem wird auf heutige Relevanz untersucht, heutige Zusammenhänge werden aufgespürt, beschrieben und in Bezug zu aktuellen Themen gestellt. Angestossen durch eine im Herbst 2010 von der Deutschen Sektion der ESWTR durchgeführte Tagung findet sich eine überaus vielfältige Zusammenschau verschiedener Perspektiven und Positionen, die über den Horizont Europas und US-Amerikas hinausreicht. Durch die eher einführenden Beiträge sind Entwicklungen auch für später geborene und sich für feministische Theologie interessierende Lesende nachvollziehbar. Neben klar biblisch und christlich-spiritueller Perspektive findet sich eine spannende Palette über diesen Tellerrand hinaus auch an Anknüpfungs- und Spannungsfelder zu anders religiösen und religionsunabhängigen, z.B. naturwissenschaftlichen, Bereichen unserer Lebenswelten. Dieses eher anspruchsvolle Buch eröffnet einerseits Denkwelten, hoffentlich regt es aber auch zu kon-

kret Politischem, nämlich zum Handeln an.

Simone Rudiger

Hinweis

WENDEKREIS Februar 2014, Priesterinnen.

Auf diese (und viele andere) Frauen verzichtet die katholische Kirche.

Der Wendekreis, die Zeitschrift von Bethlehem Mission Immensee und CoMundo, lässt in dieser Ausgabe Frauen zu Wort kommen, die sich als Priesterinnen sehen, als berufene Priesterinnen. Es sind die unterschiedlichsten Frauen: resignierte, kämpferische, versöhnliche. Solche, die in der Kirche geblieben sind, daran gelitten oder sich einfach irgendwie eingerichtet haben. Und andere, die gegangen sind. Und auch gelitten haben. Allesamt waren sie mutig genug, um sich mit einem so persönlichen Statement an die Öffentlichkeit zu wagen. www.wendekreis.ch

Froh,
dass es den
SKF gibt?

Unterstützen Sie unsere Arbeit - werden Sie Einzelmitglied.

SKF Schweizerischer Katholischer Frauenbund, Postfach 7854, 6000 Luzern 7, www.frauenbund.ch

Denise Buser, Die unheilige Diskriminierung.

Eine juristische Auslegeordnung für die Interessenabwägung zwischen Geschlechtergleichstellung und Religionsfreiheit beim Zugang zu religiösen Leitungsämtern. Lit-Verlag, 2014.

In der römisch-katholischen Kirche schliesst eine kanonischrechtliche Norm das Frauenpriestertum aus. Islam und Judentum kennen keine vergleichbaren Rechtsbarrieren beim Zugang von Frauen zu religiösen Leitungsämtern, wohl aber gesellschaftliche Hindernisse. Solche Diskriminierungen verstossen gegen nationales sowie internationales Gleichstellungsrecht. In einer erstmals durchgeführten Güterabwägung zwischen Gleichstellung und Religionsfreiheit kommt die Autorin anhand von Modellfällen zum Ergebnis, dass das Gleichstellungsprinzip höher zu werten ist als die Berufung auf eine sehr lange Tradition der männlichen Amtsausübung. Die juristische Untersuchung wird durch Interviews mit einer katholischen Priesterin («contra legem»), einer Rabbinerin und einer muslimischen Fatwa-Expertin abgerundet.

Dominique Grisard, Ulle Jäger, Tomke König (Hg.), Verschieden sein.

Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Ulrike Helmer Verlag, 2013.

Ohne Angst verschieden sein? In der Verschiedenheit als gleichberechtigt anerkannt werden? Verschiedenheit bestimmt als grundlegendes Motiv die Art und Weise, wie sich die Philosophin Andrea Maihofer seit den 1980ern Themen der Frauen- und Geschlechterforschung zuwendet. So setzen sich die Beiträge dieses Buches mit der Ermöglichung verschiedener Lebensweisen, Körperpraxen, Begehrensformen und Begehrensrelationen auseinander.

inta ist da!

Die erste Ausgabe der Schlangenbrut Nachfolgezeitschrift ist erschienen! Unter dem Thema Vielfalt erleben liegt ein äusserlich vertrautes und inwendig vielversprechendes, reichhaltiges Heft vor. Viermal pro Jahr bietet inta Beiträge jüdischer, christlicher und muslimischer Autor_innen, feministische Theologie und Spiritualität, interdisziplinäre Perspektiven und Genderforschung. Abos gibt es ab € 20.– auf www.inta-forum.net.

Veranstaltungen

Madame la Mort.

Gender und Tod in Theologie und Kultur

Erste Basler Sommerakademie am 16./17. August 2014.

Die erste Basler Sommerakademie erkundet kulturelle, theologische, pastorale und gesellschaftliche Facetten des Themas – und verknüpft sie mit Orten in der Stadt.

Eine Mischung aus theologischen Reflexionen, Musik, Mythen, Informationen, kulturellen und sinnlichen Erlebnissen. Infos und Anmeldung: Fachstelle für Genderfragen und Erwachsenenbildung, Liestal, 061 923 06 60 oder admin.gender-bildung@refbl.ch.

Fernstudium Feministische Theologie

August 2014 – September 2015

Leitung: Dr. Luzia Sutter Rehmann, Rita Meier-Sparr, Stefanie Gilomen
Informationen und Anmeldung bis 14. Juni 2014: Arbeitskreis für Zeitfragen, Biel; luzia.sutter-rehmann@ref-bielbi-enne.ch, 032 322 36 91.

Wie lese ich meinen Pensionskassenausweis?

Dienstag, 27. Mai, 19.30-21.30 Uhr

Ob das Pensionsalter noch weit weg ist oder nicht: Es ist wichtig, dass Frauen Bescheid wissen! Informations-, Diskussions- und Begegnungsabend für berufstätige Frauen. Veranstaltet vom ökumenischen Pfarramt für Industrie und Wirtschaft BS/BL, Peterskirchplatz 8, Basel. Mit Gabriela Klass, Finanzplanerin, und Claudia Knopp, Director Private Banking, Bank J. Safra Sarasin. Anmeldung bis 20. Mai an 061 692 43 44 oder sekretariat@pfarramt-wirtschaft.ch (Teilnehmerinnenzahl beschränkt).

Die Liebe Gottes kennt viele Melodien

Freitag, 16. Mai, 19-21 Uhr

Segens- und Solidaritätsfeier in der katholischen Kirche, Flurengasse 6, Meisterschwanden. Eine Feier für gleichgeschlechtlich Liebende, ihre FreundInnen, Bekannten und Familien. Mit Impuls von Pierre Stutz und Musik von *gl'amoureuse*. Auskünfte: www.bildung-mobil.ch, 056 438 09 40.

Es war schön – vielen Dank!

① einfach unverschämt zuversichtlich

Einfach wunderbar, dass so viele Frauen und Männer unsere Zuversicht teilen und mitgefeiert haben am 21. März im Kunsthaus in Zürich. Ein voller Saal für einen Abend in Fülle: nachdenken und feiern, diskutieren und lauschen, essen, sich treffen, dasein, Klavier und Zuversicht und Stolz.

Der ganze Bericht von Moni Egger ist samt Bildern auf unserem Blog zu finden!

Das **FAMA-Buch** einfach unverschämt zuversichtlich, herausgegeben von Moni Egger und Jacqueline Sonego Mettner, erschienen im TVZ, ist im Buchhandel erhältlich.

Wir danken ganz herzlich all unseren Unterstützerinnen und Unterstützern, ohne die Podium und Fest zu unserem Jubiläum nicht möglich gewesen wären!



SKF Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Ligue suisse des femmes catholiques
Unione svizzera delle donne cattoliche
Unión svizra da las dunnas catolicas

FORUM GESUNDHEIT UND MEDIZIN

reformierte
kirche kanton zürich



und eine ungenannt bleibende Spenderin

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Jeannette Behringer, Zürich
Béatrice Bowald, Kriens
Moni Egger, Thalwil
Esther Kobel, Basel
Tania Oldenhage, Meilen
Simone Rudiger, Basel
Jacqueline Sonogo Mettner, Meilen
Christine Stark, Zürich
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Stefanie Süess, Zürich

Druck:

Sihldruck, Zürich

Abonnement:

Normalabo: Fr. 32.–
GönnerInnenabo: ab Fr. 45.–
StudiAbo/KulturLegi: Fr. 25.–
Auslandabo: Fr. 35.–/Euro 26.–
Einzelnummern: Fr. 9.– zzgl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich



Retours:

Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

Bildnachweis

Titelbild: R. Meister, Schindellegi
S. 3: www.sckriens.ch_Torsten Weissner (SCK gegen SC Sand)
S. 4 und 10: www.gcz.ch (vom SCK zur Verfügung gestellt)
S. 7 und 15: Margrit Vetter-Fankhauser
S. 8: Kieran Carlin/Swiss Athletics (Robine Schürmann und Petra Fontanive,
Frauenstaffel 4x400 m, Team-EM 2013 in Dublin)
S. 12: Kieran Carlin/Swiss Athletics (Mujinga Kambundji, 100 m, Team-EM
2013 in Dublin)
Rückseite: Swiss Athletics (Renate Wyss, WM-Marathon 2013 in Moskau)

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion
wieder.

Vorschau

Das Thema der nächsten Nummer lautet: **Keuschheit**

FAMA bloggt

<http://famabloggt.wordpress.com/>